

Jüdischer Verlag

Leseprobe



Oz, Amos / Oz-Salzberger, Fania
Die Juden und die Worte

Aus dem Englischen von Eva-Maria Thimme

© Jüdischer Verlag
978-3-633-54268-0



AMOS OZ • FANIA OZ-SALZBERGER

Juden und Worte

Aus dem Englischen von
Eva-Maria Thimme

Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

Dieser Band eröffnete 2012 die Posen Library of Jewish
Culture and Civilization in der Yale University Press.

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© 2012 by Amos Oz and Fania Oz-Salzberger

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54268-0

How odd
Of God
To choose
The Jews.

WILLIAM NORMAN EWER¹

Not so odd: the Jews chose God.

ANONYM²

The Jews chose God and took his law
Or made God up, then legislated.
What did come first we may not know
But eons passed, and they're still at it:
Enlisting reasoning, not awe,
And leaving nothing un-debated.³

Inhalt

Vorwort	9
I Jüdische Kontinuität	13
II Frauen mit Stimme	77
III Zeit und Zeitlosigkeit	131
IV Jeder Mensch hat einen Namen, oder: Brauchen Juden das Judentum?	179
Epilog	227
Anmerkungen, Quellentexte und Literaturangaben . . .	245
Kleines Glossar	271
Dank	283

Vorwort

Dieses Buch ist ein Essay, der sachlich-nüchterne, frische und gelegentlich launige Versuch, etwas Neues über ein Thema mit einem riesigen Stammbaum zu sagen. Wir stellen unsere persönliche Auffassung eines zentralen Problems der jüdischen Geschichte zur Debatte: das Verhältnis zwischen Juden und dem geschriebenen oder mündlich überlieferten Wort.

Bei den Autoren handelt es sich um Vater und Tochter. Er ist Schriftsteller und Literaturwissenschaftler, sie Historikerin. Wir haben über Themen, die in diesem Buch eine Rolle spielen, gesprochen und gestritten, seitdem die eine von uns beiden drei Jahre alt war. Gleichwohl versteht sich unsere gemeinsame Autorschaft nicht von selbst.

Daher dürfte es vielleicht das beste sein, wenn wir gleich vorweg darlegen, worum es sich in diesem Essay handelt. Er geht davon aus, daß jüdische Geschichte und jüdische Nation eine beispiellos-einzigartige Kontinuität bilden, die weder ethnischer noch politischer Natur ist. Gewiß gibt es in unserer Geschichte ethnische und politische Verlaufsstränge, aber sie sind nicht die Lebensadern. Vielmehr gründete die nationale und kulturelle Genealogie der Juden stets auf der über Generationen hinweg weitergereichten mündlichen Überlieferung. Es geht natürlich um Religion, noch mehr aber um Texte. Bezeich-

nenderweise waren diese immer schriftlich zugänglich. Und aufschlußreicherweise gründeten sie von Anfang auf dem Streitgespräch. Ehrerbietung hat, wenn sie ernst gemeint ist, im Judentum eine respektlose Seite. Echte jüdische Wichtigtuerei trägt Spuren mal ätzender, mal humorvoll-heiterer Selbstbefragung. Gelehrsamkeit ist von hervorragender Bedeutung, Familie aber ist noch wichtiger. Dann und wann kreuzen sich diese beiden tragenden Säulen. Väter, Mütter, Lehrer. Söhne, Töchter, Schüler. Text, Frage, Streit. Wir kennen uns mit Gott nicht aus, aber der Weg der jüdischen Kontinuität verlief stets über Worte, über Text und Rede.

Aus ebendiesem Grund stellt sich unsere Geschichte als – eine Geschichte dar. Tatsächlich verschränken sich in den Annalen der Juden unterschiedliche historische Abläufe mit zahlreichen Geschichten. So manche Gelehrten und Schriftsteller haben sich mutig mit diesem Labyrinth auseinandergesetzt. Wir laden zu einem Spaziergang durch einige seiner Gänge ein, auf dem wir den Blick eines Romanciers mit dem einer Historikerin vereinigen und unseren Dialog in den Chor unzähliger Stimmen einfließen lassen.

In diesem schmalen Büchlein geht es nicht darum, die ganze Bandbreite jüdischer Werke – sie mögen zu den bekanntesten oder einflußreichsten gehören – vorzustellen. Viele Texte haben wir nicht gelesen. Das literarische Genre des Essays vermag dichte und allumfassende Erörterungen weiter Themenbereiche zu bieten, es neigt allerdings auch zu selektiver Lektüre, persönlichen Vorlieben und einem hochnäsigen Fischen nach Verallgemeinerungen. Unbeschadet solcher der Gattung eigentümlichen Makel übernehmen wir die volle Verantwortung für all diese Mängel und noch manche andere, auf die der Leser möglicherweise stoßen wird. Und noch etwas anderes möchte unser Buch deutlich machen: In der jüdischen Tradition ist jeder Leser ein Korrektor, jeder Schüler ein Kritiker, und jeder

Autor – auch der Schöpfer des Universums – stellt eine Menge Fragen.

Sollten diese wenigen Hinweise überzeugen, so könnte unser Vater-Tochter-Projekt durchaus sinnvoll sein.

I

Jüdische Kontinuität

»In zweiunddreißig wunderbaren Pfaden der Weisheit
Grub ein JH, der Herr der Heerscharen,
der Gott Israels, der lebendige Gott,
El Schaddai,
der Hohe und Erhabene, der Immerthronende,
Heiliger ist sein Name –
Er schuf seine Welt mit drei *sefarim*,
mit *sfr*, *sfr* und *sfr* [Zahl, Schreiben, Reden]
Zehn Zahlen, zehn Sefirot, in sich geschlossen, und
Zweiundzwanzig Buchstaben,
das ist die Grundlage aller Dinge.«⁴

Kontinuität im Judentum war immer an verbal geäußerte und geschriebene Worte geknüpft, an ein ausuferndes Geflecht von Interpretationen, Debatten und Meinungsverschiedenheiten sowie an ganz einmalige zwischenmenschliche Verhältnisse. In Synagoge und Schule, vor allem aber zu Hause, umfaßte es zwei oder drei ins Gespräch vertiefte Generationen.

Was uns verbindet, sind nicht Blutsverwandtschaften, sondern Texte.⁵ Es springt geradezu ins Auge, in welchem Sinne Abraham und Sara, Rabban Jochanan, Glückel von Hameln und

wir, die beiden Autoren, demselben Stammbaum angehören. Diese Art von Kontinuität hat man unlängst in Abrede gestellt und behauptet, es habe nichts dergleichen wie eine »jüdische Nation« gegeben, bevor neuzeitliche Ideologen sich aus fragwürdigen Gründen dies einfallen ließen.⁶ Nun ja, da sind wir anderer Ansicht. Und zwar nicht deshalb, weil wir etwa Nationalisten sind. Ein Anliegen dieses Buches besteht darin, den Anspruch auf unsere Herkunft einzufordern, ein anderes aber darin, zu erläutern, welche Art von Herkunft unserer Ansicht nach wert ist, eingefordert zu werden.

Es geht uns nicht um Steine, Stämme und Chromosomen. Man muß weder Archäologe noch Anthropologe oder Genetiker sein, um jüdische Kontinuität auszumachen und zu untermauern. Man muß kein orthodoxer Jude sein. Man muß überhaupt nicht jüdisch sein. Übrigens auch kein Antisemit. Nur ein Leser.

In seinem wunderbaren Gedicht »Juden« schrieb der im Jahr 2000 verstorbene israelische Dichter Jehuda Amichai:

»Die Juden sind kein historisches Volk,
Nicht einmal ein archäologisches Volk, die Juden
Sind ein geologisches Volk, mit Scherben
Und Einbrüchen und Schichten und glühendem
Magma.
Ihre Geschichte muß mit einem
Anderen Maßstab gemessen werden.«⁷

Ein geologisches Volk: diese einzigartige Metapher könnte auch für andere Völker mit Fug und Recht zutreffen. Nicht nur für die Juden. Doch sie klingt in unseren Ohren besonders volltönend, da wir jüdische Kontinuität als stete Textübermittlung verstehen. Die »historische«, ethnische, genetische Einheit der Juden ist ein Bericht von Grabenbrüchen und Katastrophen.

Es ist eine von geologischem Desaster markierte Landschaft. Könnten wir uns denn auf eine biologische Abstammung beispielsweise von galiläischen Juden aus römischer Zeit berufen? Wir haben da unsere Zweifel. Sowohl von Konvertiten als auch Feinden, versinnbildlicht durch Chasaren und Kosaken, mag viel Blut in unseren Adern fließen. Andererseits scheinen uns Genetiker erklären zu wollen, daß manche unserer Gene uns schon eine ganze Weile begleiten.

Das ist nicht uninteressant. Tut hier aber gar nichts zur Sache. Es gibt eine Abstammung. Unsere Annalen können in der Tat abgeschätzt, unsere Geschichte berichtet werden. Doch unser »anderer Maßstab« besteht aus Worten.

Darum geht es in diesem Buch.

Hier am Anfang müssen wir klar und deutlich sagen, was für Juden wir eigentlich sind. Wir sind beide nicht-religiöse israelische Juden. Diese Selbsteinschätzung ist in ihrer Bedeutung vielschichtig. Zum ersten glauben wir nicht an Gott. Zum zweiten ist Hebräisch unsere Muttersprache. Zum dritten speist sich unsere jüdische Identität nicht aus dem Glauben. Wir haben unser Leben lang hebräische und nicht-hebräische jüdische Texte gelesen: Sie sind die kulturellen und intellektuellen Tore zur Welt. Gleichwohl ist reinweg gar nichts Religiöses an uns. Viertens schließlich leben wir jetzt in einem kulturellen Klima – im modernen und säkularen Bereich der israelischen Gesellschaft –, in dem zunehmend das Zitieren aus der Bibel, die Bezugnahme auf den Talmud und selbst das schiere Interesse an jüdischer Vergangenheit mit politisch pigmentierter Tendenz bestenfalls als atavistisch, schlimmstenfalls als nationalistisch und triumphalistisch identifiziert werden. Die gegenwärtig zu beobachtende linksliberale Abkehr von allem, was jüdisch ist, hat viele, zum Teil verständliche Gründe, aber sie beruht auf einem Irrtum.

Was heißt Säkularität für israelische Juden? Offenbar bedeutet

sie mehr als für andere moderne Atheisten. Von den Gelehrten der jüdischen Aufklärung, der Haskala, im 19. Jahrhundert bis zu den hebräischen Autoren dieser Tage hat jüdische Säkularität ein ständig wachsendes Bücherregal bestückt und einen ununterbrochen sich erweiternden Raum für kreatives Denken geschaffen. Die folgende Passage aus einem Essay mit dem Titel »Mut zur Säkularität« des großen israelischen Schriftstellers Yizhar Smilansky, der seine Werke unter dem Pseudonym Samech Yizhar veröffentlichte, bringt die Sache auf den Punkt:

»Säkularität bedeutet weder Permissivität noch gesetzloses Chaos. Sie verwirft nicht die Tradition und wendet sich nicht von der Kultur, deren Einfluß und Errungenschaften ab. Derlei Anschuldigungen sind nichts als billige Demagogie. Bei Säkularität handelt es sich um ein anderes, ein nicht-religiöses Verständnis von Mensch und Welt. Der Mensch mag von Zeit zu Zeit durchaus das Verlangen haben, nach Gott zu suchen. Der Charakter dieser Suche ist nicht belangvoll. Es gibt keine fix und fertigen Antworten oder Gnadenerweise, abgepackt und gebrauchsfertig. Und die Antworten selbst sind Fallen: Gib deine Freiheit auf, um Ruhe und Frieden zu erlangen. Gottes Name spendet Ruhe und Frieden. Doch Ruhe und Frieden werden verfliegen, und einmal wird die Freiheit aufgebraucht sein. Und dann?«⁸

Selbstbewußten säkularen Menschen kommt es nicht auf Ruhe und Frieden, sondern auf intellektuelle Beweglichkeit an, auch schätzen sie Fragen mehr als Antworten. Für säkulare Juden wie uns handelt es sich bei der Hebräischen Bibel um ein von Menschen geschaffenes Werk. Dieses bedarf kritischer Überprüfung. Ihm kam Spinozas couragierte Leugnung biblischer Autorität über metaphysische Wahrheit und historische Bericht-

erstattung zugute. Etliche gegenwärtig tätige Archäologen vermelden, daß das israelitische Königreich der Bibel in materieller Hinsicht ein bedeutungsloser Zwerg war. So handele es sich beispielsweise bei der biblischen Schilderung der Prachtbauten Salomos um eine spätere politische Erfindung. Andere Wissenschaftler leugnen jeglichen Zusammenhang zwischen den alten Hebräern und den Juden der Gegenwart. Vielleicht war es das, was Amichai im Sinn hatte, als er davon sprach, daß wir »nicht einmal ein archäologisches Volk« sind. Indes sind derlei wissenschaftliche Ansätze – sie mögen sachlich richtig oder auch falsch sein – für Leser wie uns schlicht und einfach belanglos. Die Bibel, wie wir sie lesen, bedarf keines göttlichen Ursprungs noch materieller Beweise, und unser Anspruch auf sie hat nichts mit unseren Chromosomen zu tun.

Der Tanach, die Bibel in ihrer hebräischen Urfassung, ist atemberaubend.

Heutige Leser, die des Hebräischen kundig sind, können eine Menge schöner Dinge darin finden. *Verstehen* sie den Text auch bis zur letzten Silbe?⁹ Sehr wahrscheinlich nicht. Selbst Menschen, die das Hebräische einwandfrei beherrschen, dürften den ursprünglichen Sinn zahlreicher biblischer Begriffe mißdeuten, insofern deren Stellenwert in unserem Vokabular beträchtlich von dem im Althebräischen abweicht. Nehmen wir einmal dieses wunderschöne Bild aus Psalm 104,17: »Wo die Vögel ihre Nester bauen« – »*chasida broschim betah*«. Für einen Israeli unserer Tage bedeuten diese drei Wörter: »Der Storch baut sein Heim in den Zypressen.« Übrigens kommt man, nebenbei bemerkt, ins Nachdenken über die sympathische Sparsamkeit des Althebräischen, das nicht selten eine Formulierung in drei Wörtern zustande bringt, wofür man in der englischen [oder deutschen] Übersetzung dreimal so viele Begriffe verwenden muß. Und wie farbig und sinnlich ist jedes dieser drei Wörter, jedes ein Nomen, strotzend von Bedeutung!¹⁰

Aber zurück zu unserem Ausgangspunkt. Es versteht sich, daß in Israel heutzutage Störche nicht mehr ihre Nester in Zypressen bauen. Auf ihrem Zug nach Europa oder Afrika nisten Abertausende von Störchen überhaupt nur noch selten hier, und die nadelförmigen Zypressen sind eindeutig nicht ihre erste Wahl. Also offensichtlich verstehen wir hier etwas falsch: Entweder ist *chasida* kein Storch, oder *brosch* meint nicht eine Zypresse. Egal! Der Satz ist einfach schön, und wir verstehen, es geht um einen Baum und einen Vogel – Teil eines Lobgesangs auf Gottes Schöpfung oder, wenn man lieber möchte, auf die Schönheit der Natur. Psalm 104 bietet dem des Hebräischen kundigen Leser die gesamte Bildwelt, das dichte und feingestimmte Vergnügen, vergleichbar der Magie, die einem Gedicht von Walt Whitman eigentümlich ist. Wir können nicht beurteilen, ob dies auch bei einer Übersetzung der Fall ist.

Die Bibel reicht daher weit über ihren Status als heilige Schrift hinaus. Die ihr als Literatur eigentümliche Pracht ist gleichermaßen über wissenschaftliche Untersuchung wie fromme Lektüre erhaben. Sie berührt und regt auf eine mit den großen Werken der Weltliteratur vergleichbare Weise an, mal nach Homer, mal nach Shakespeare, mal nach Dostojewski. Aber ihre historische Wirkmächtigkeit unterscheidet sich von der jener genannten Werke. Schon möglich, daß noch andere großartige Lyrik am Ursprung dieser oder jener Religion stand, doch hat kein anderes literarisches Werk so nachhaltig einen Gesetzeskodex aufgestellt, so überzeugend eine Sozialethik gestaltet.

Und dann ist die Bibel natürlich noch ein Buch, das unzählige andere Bücher ins Leben rief – gleichsam als ob sie das Gott zugeschriebene Gebot selbst vernommen und befolgt hätte: »Seid fruchtbar und mehret euch.« Selbst wenn also Wissenschaftler und Kritiker recht haben und im alten Israel weder Paläste gebaut wurden noch Wunder geschahen, ist die

literarische Leistung der Bibel ebenso prunkvoll wie wunderbar. Wir meinen das in einem völlig säkularen Sinne.

Wir halten einen Moment inne und ziehen Bilanz. Wir werden über jüdische Eigentümlichkeiten viel Sympathisches sagen, doch besteht die Absicht dieses Buches nachdrücklich nicht darin, ein Loblied auf Separatismus und Überlegenheit anzustimmen. Jüdische Kultur zeigte sich zu keinem Zeitpunkt nicht-jüdischer Inspiration gegenüber unzugänglich. Nicht selten kam es vor, daß sie fremde Tendenzen brüsk ablehnte, um sie sich doch stillschweigend einzuverleiben. Für uns ist Tolstoi eine ebenso tragende Säule wie Agnon, und Bashevis Singer sticht Thomas Mann nicht aus. Es gibt eine ganze Menge, was uns an der »gojischen« Literatur lieb und teuer ist – und nicht wenig, was uns an jüdischen Gepflogenheiten mißfällt. Viele Schriften, darunter die Bibel, vertreten wortgewaltig Auffassungen, die wir nicht verstehen, und stellen Regeln auf, denen wir keinesfalls folgen. Unsere Bücher sind alle fehlbar.

Es lohnt sich, das jüdische Modell der zwischen den Generationen geführten Debatte näher in Augenschein zu nehmen.

Althebräische Texte haben es durchweg mit zwei maßgebenden Paaren zu tun: Eltern und Kind, Lehrer und Schüler. Diese zwei Partner dürften entschieden eine größere Rolle spielen als Mann und Frau. Der Begriff *dor*, Generation, kommt zigmal sowohl in der Bibel als auch im Talmud vor.¹¹ Beide Werke zählen gern Geschlechterreihen auf, die aus fernen Zeiten lauschen und auf eine ebenso ferne Zukunft verweisen. Es wird eine Menge über das wichtigste Glied dieser Kette gesagt, über Vater und Sohn. (Bitte noch etwas Geduld, was Mütter und Töchter betrifft, sie sind später in diesem Buch dran.) Von Adam zu Noah bis zum Untergang der Königreiche von Judäa und Israel nimmt die Bibel immer wieder diese oder jene Väter und Söhne ins Visier, von denen die meisten penibel aufgeführten Genealogien angehören.

Nun ist das keineswegs einmalig. Viele, wahrscheinlich alle Kulturen gehen hinsichtlich der Wurzeln ihres kollektiven Gedächtnisses und ihres Ethos, ihrer Mythologie und Kunst auf ein Vater-Sohn-Modell zurück. Die zahlreichen Vater-Sohn-Dramen in der Bibel stehen in einem universellen Kontext. Es sind dies die immer wiederkehrenden Geschichten von Liebe und Haß, Gehorsam und Verrat, Ähnlichkeit und Unterschied, Erbschaft und Verstoßung. In nahezu allen Gesellschaften wird die Übermittlung von Geschichte und Geschichten anbefohlen, und nahezu alle Kulturen priesen die Weitergabe der Fackel von den Alten an die Jungen. Immer war dies eine vorrangige Pflicht des menschlichen Gedächtnisses – in der Familie, im Stamm und später dann auf nationaler Ebene.

Aber bei diesem sonst allenthalben vorzufindenden Gebot gibt es einen spezifisch jüdischen Dreh. »Keine antike Zivilisation«, schrieb Mordechai Kaplan, »weist eine vergleichbare Parallele auf mit der für das Judentum so typischen Beharrlichkeit, die Jugend zu unterweisen und ihr die Traditionen und Gebräuche ihres Volkes nahezubringen.«¹² Ist eine solche Verallgemeinerung gerecht gegenüber anderen alten Zivilisationen? Das zu wissen oder darüber zu entscheiden, können wir uns nicht anmaßen. Aber wir wissen, daß jüdische Jungen, und zwar keineswegs nur die aus reichen oder privilegierten Familien, in zartestem Kindesalter mit dem geschriebenen Wort in Berührung kamen.

Wir haben es hier nun mit einer erstaunlichen Konstante der jüdischen Geschichte seit – zumindest – der Zeit zu tun, in der die Mischna kodifiziert wurde: Von jedem jüdischen Jungen erwartete man, daß er im Alter zwischen drei und dreizehn Jahren zur Schule ging. Diese Pflicht oblag männlichen Kindern und ihren Eltern, und sie wurde von der jeweiligen Gemeinde auferlegt und häufig subventioniert. In der Schule, meistens ein winziger Raum mit einem Lehrer und Schülern aller